

Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus
Herausgeber: Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege
Band: 87 (1993)
Heft: 11

Artikel: Kuba 1993 - der Traum existiert noch! : Ein Erlebnisbericht
Autor: Duffour-Büchel, Andrea
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-143798>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 26.11.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Kuba 1993 – der Traum existiert noch!

Ein Erlebnisbericht

Um Kuba gerecht zu beurteilen, sollten wir vom Standpunkt der Drittweltländer aus argumentieren: aus der Sicht der benachteiligten 75 Prozent der Weltbevölkerung, die sich in einen Fünftel der Weltproduktion teilen müssen. Bekannt sind die sozialen Errungenschaften der kubanischen Revolution im Gesundheits- und Erziehungswesen. Kuba ist das einzige Land der Dritten Welt, das jedem Menschen nicht nur das Grundrecht auf Leben, sondern auch auf ein menschenwürdiges Leben garantiert. Weniger bekannt ist der Stolz dieses Volkes auf seine soziale Gerechtigkeit, seine politische Unabhängigkeit, seine internationale Solidarität, seine Demokratie. Seit den Wahlen vom 24. Februar 1993 wissen wir auch, dass 91 Prozent der kubanischen Bevölkerung ihr sozialistisches System um nichts in der Welt gegen ein kapitalistisches System eintauschen wollen.

Der folgende Erlebnisbericht widerspiegelt die ganz persönliche Meinung einer Schweizerin, die Kuba während fünf Wochen «von innen» erlebt hat. Beeindruckt von der Willenskraft dieses entschlossenen Volkes, das schlicht und einfach seine soziale Gerechtigkeit und seine politische Unabhängigkeit nicht gegen die traurige, einem jeden Volk aufgezwungene Option der USA: «Kapitalismus oder Tod», eintauschen will, sieht sie in Kuba ein Land der Hoffnung.

A.D.-B.

Fragen zum Land Fidel Castros

Ein alter Traum, einmal das Land Fidel Castros kennenzulernen. Ist es noch, was wir uns *vorstellen*? Stimmt es, dass es dort weder Arbeitslose noch Rassismus gibt, dass berufliche Gleichberechtigung zwischen Frau und Mann besteht, dass jeder und jede ein Recht haben auf kostenlose medizinische und zahnärztliche Behandlung sowie auf Schule bis zur Universität? Ist es wahr, dass immer noch über 90 Prozent der Bevölkerung trotz dem Auseinanderbrechen des Ostblocks und den damit verbundenen ökonomischen Schwierigkeiten fest hinter ihrem Fidel stehen? Inwieweit haben die endgültige Zersplitterung der UdSSR und die Propaganda der USA die Widerstandsfähigkeit dieses Volkes schwächen können? Wie denken die Jungen, die Batista nie erlebt haben? Was geschieht, wenn Fidel einmal nicht mehr ist? Bricht dann alles zusammen?

Solche und ähnliche Fragen stellen wir uns, als wir mit einstündiger Verspätung um Mitternacht im Flughafen José Martí von Calderin, einem Mitarbeiter der FSM (Federacion Sindical Mundial), Charuto im Mund, herzlich empfangen werden. Wir reisen mit einer der zahlreichen *Solidaritätsbrigaden*, die immer häufiger aus aller Welt nach Kuba fliegen. Bei der gemeinsamen Ernte auf dem Land hoffen wir, mehr Einblick in den kubanischen Alltag zu gewinnen. Zusammen mit unserer Gruppe von 60 Brasilianerinnen und Brasilianern – in ihrem Land arbeiten wir seit über einem Jahr in einem landwirtschaftlichen Projekt mit – werden wir ohne komplizierte Formalitäten durch den Zoll gelassen, das «Eingeladenenvisum» und den Einreisestempel auf einem separaten Papier. «Man weiss ja nie, vielleicht herrscht bei euch in Brasilien eines Tages wieder eine Militärdiktatur, und dann hättet ihr Schwierigkeiten mit unserem Stempel im Pass!» scherzt Calderin.

(Plötzlich erinnere ich mich, dass in der Schweiz über mich eine Fiche angelegt wurde, einzig deshalb, weil ich mich wegen eines Flugpreises bei der kubanischen Botschaft telefonisch erkundigt hatte.)

«Spezialperiode» seit 1989

Havanna überrascht uns mit seinem sterneklaren Himmel und seiner frischen Luft – der Benzinmangel hat auch seine Vorteile! Die ersten zwei Nächte logieren wir in der «Villa Panamerica», einem Hotelkomplex für Touristen. Dort treffen wir auch schon die ersten «*verdorbenen Kubaner*» an: Kinder, gut genährt und gekleidet, die Fremde um Kaugummi oder ausländische Münzen anbetteln, und junge Kubanerinnen am Arm eines Ausländers, wenn auch häufig nur als Begleiterinnen oder für ein Foto posierend. Doch ist auch die Prostitution in den letzten Jahren zurückgekehrt, zwar nicht als lebensnotwendige Erwerbstätigkeit, sondern eher um ein abwechslungsreiches Essen im Hotel, an der Seite eines mit US-Dollars ausgerüsteten Ausländers genießen zu können.

Wir werden in zwei gemieteten «*guas*» (öffentlichen Bussen) in ein 40 Kilometer entferntes landwirtschaftliches Kampamento im Municipio Guines gefahren. Lastwagen, Traktoren, Ochsenespanne, Velos und viele Fussgänger tummeln sich auf der Strasse. Kuba muss seit Ende 1989, dem Beginn der «Spezialperiode», mit 40 Prozent seines Energiebedarfs auskommen.

Morgens arbeiten wir auf dem Feld. Weil ich im siebten Monat schwanger bin, wird mir die Arbeit auf dem Feld kurzum verboten, obwohl ich deswegen gekommen bin. Ich solle mich ausruhen, in Kuba hätten Frauen ab dem 5. Monat keine Feldarbeit mehr zu verrichten. Hingegen werde ich zweimal zur pränatalen Ultraschalluntersuchung geführt. (In Brasilien hatte ich diese aus dem eigenen Sack teuer bezahlen müssen.) Überall wird mir sofort ein Sitzplatz angeboten, nach einiger Zeit auch von den aufmerksam gewordenen Mitgliedern unserer Brigade. *Das Kind ist in Kuba Kö-*

nig, und die Vorsorge beginnt schon vor der Geburt. Nachmittags werden oft spontan Führungen organisiert, je nach Interessen unserer Mitglieder. So werden wir auf dem Anhänger des Traktors in Schulen, Spitäler, Fabriken, Geschäfte, ins Tribunal, in die Bibliothek gefahren. Es kommen Vertreter der UJC (Union Joventud Comunista), der Partei, des Syndikats, des Frauenvereins usw. ins Kampamento.

Seit 1989, dem Untergang der UdSSR, spricht man von der «Spezialperiode» (der Reagan 5 Monate Überlebensdauer gab...). Ab Oktober 1992 kam noch das *Torricelli-Gesetz* hinzu, das jedem ausländischen Schiff, das mit Kuba Handel betreibt, ein Anlegen in den 150 Kilometer entfernten USA während 6 Monaten verbietet.

Betroffenheit und Scham angesichts der solidarischen Haltung der Bevölkerung

So ist die Insel im Moment recht isoliert, und die Situation hat sich für jedes Kubanerkind verschärft. In jedem anderen Land würden benachteiligte Volksschichten einen solchen Krieg nicht überleben. Kuba hat über 70 Prozent seiner Importe verloren und muss mit weniger als 40 Prozent seines bisher zur Verfügung stehenden Treibstoffs auskommen. Es ist in Kuba momentan *fast alles rationiert*, sogar Rum, Charuto und Zucker stehen in der «*libreta*», dem Rationierungsbüchlein, um mehr exportieren und dann dafür teuren Treibstoff einkaufen zu können, damit das Land nicht stillsteht. Trotz all dieser Schwierigkeiten hat jedes Kind bis zu 7 Jahren das Recht auf einen Liter Frischmilch pro Tag, und es stirbt dank der «*libreta*» niemand an Hunger.

Die Kubanerinnen und Kubaner wissen das. Doch würden sie gerne wieder einmal wie in den 70er und 80er Jahren essen: «Da hatten wir alles, konnten reisen soviel und wohin wir wollten, es ging uns nur allzugut, jetzt müssen wir zusammenhalten und sehr sparsam sein», sagt Juan, der geistig Behinderte, der mit uns auf dem Kampamento arbeitet.

Das *Essen im Kampamento* ist reichlich aber eintönig. Man erklärt uns, dass auf dem Land besser gegessen werde, da dort mehr Kalorien benötigt würden. «Ich habe in den letzten drei Jahren acht Kilo abgenommen. Wir sind zwar alle fiter, seitdem wir das Fahrrad nehmen, doch jetzt sollten sie wirklich aufhören mit der Blockade, es wird immer schwieriger», gesteht mir die Frau des Schweinehüters, «aber wir werden durchhalten, solange es nötig ist.» – «Ich wollte dir zuerst die Rationierungstabelle nicht zeigen, wir schämen uns, dass wir das nach 30 Jahren Revolution noch nötig haben. In den letzten 20 Jahren hatten wir alles, was wir brauchten», erzählt mir die junge Krankenschwester des Kampamentos, als ich sie in ein Esswarengeschäft begleiten will, «aber für uns ist das ein Recht, dank der <libreta> haben wir alle gleich viel, und die Frau des Ministers steht auch Schlange wie ich.» Jedesmal muss ich betonen, dass wir es sind, die sich schämen sollten.

WC-Papier, Toilettenartikel, Medikamente, Trinkkachel und Bettdecken haben wir alle selber mitgebracht. Einige der Brasilianerinnen sind ob der *Einfachheit* des Kampamentos entsetzt. Es sind Universitätsprofessorinnen, die eigentlich wegen des Dritten Internationalen Erziehungskongresses in Havanna sind, oder Leute auf «medizinischem Tourismus», die sich (zu Recht) erhofft haben, im Rahmen der Brigade wie Einheimische behandelt zu werden und eine ausgezeichnete, kostenlose medizinische Behandlung zu bekommen. Doch bald weicht die Arroganz einer stummen Betroffenheit. So verschieden und individualistisch unsere Brigade auch ist, früher oder später fühlen alle eine Art Scham angesichts der Haltung der Bevölkerung, die diese Schikanen grossmütig erträgt und sich so solidarisch untereinander wie auch uns gegenüber verhält.

Im Frauenschlafsaal entwickelt sich eine – noch etwas unnatürliche – *Solidarität*. Bisquits und Crèmen werden geteilt, zuerst unter den Brasilianerinnen, dann auch mit den Kubanerinnen. Für die mitgebrachten Seifen-, Shampoo- und WC-Papier-Vorräte

ist es noch etwas früh, die brauchen wir ja zuerst noch selber! Klar, wir können schliesslich nicht in drei Wochen eine Solidarität erlernen, die Kubanerinnen und Kubaner seit ihrem Kindesalter einüben. Meine Bett Nachbarin, der ich eine brasilianische Körperseife schenke, weint fast vor Freude: Im Moment reicht es gerade noch für eine halbe Seife pro Person im Monat! Kurz: Jeder und jede spüren die Blockade am eigenen Leib.

Soziale Gleichheit

Die *Löhne* in Kuba sind sehr ausgeglichen: Sie betragen minimal 118 Pesos (118 Dollar nach dem offiziellen Wechselkurs) für einen Hilfsarbeiter, 235-250 für Lehrpersonal, für Landarbeiter und für die Mehrheit aller Berufe, 400 für einen Arzt, 420 für einen Minister. Ein erfahrener Tabakplantagenarbeiter mit Produktionsprämienaufschlag kann den Maximallohn von 500 Pesos erreichen. (In Brasilien gibt's Lehrer, die für 20 Dollar pro Monat arbeiten, während gewisse Politiker schwindelerregende Summen verdienen!) Dazu kommt für alle der sogenannte okkulte Lohn: kostenlose medizinische Vorsorge und Behandlung für die ganze Familie, kostenlose Erziehung von der Krippe bis zur Universität inkl. Schulmaterial, Schulkleidung und Mittagessen, Verpflegung am Arbeitsort für ein paar Centavos, ein eigenes Haus für 80 Prozent der Bevölkerung – die restlichen 20 Prozent wohnen zur Miete oder sind am Abzahlen, was aber nur 3 bis 5 Prozent des Lohnes ausmachen darf und je nach Grösse des Hauses bis zu 40 Jahren dauern kann. Kein Arbeiter bezahlt Steuern.

In Kuba gibt es *keinen Streik*. «Warum sollten wir streiken, Companeira, wir arbeiten ja für uns, ich bin auch ein Besitzer dieser Fabrik, ein Streik wäre ja gegen uns selber!» erklärt mir ein Hilfsarbeiter der Zuckerfabrik. «Mehr Lohn? Wozu? Für das wenige, das es im Moment zu kaufen gibt, reicht das mehr als genug», lacht er. 98 Prozent sind freiwillig dem Syndikat angegliedert, wo die Interessen der Arbeit und des Staates koordiniert werden. «Das Syn-

dikat und der Staat arbeiten hier zusammen, nicht gegeneinander», erklärt man uns.

Die *Agrarreform* hatte gleich nach dem Triumph der Revolution begonnen. So gibt es seit 1959 keine Grossgrundbesitzer mehr. Mehrere nordamerikanische und andere ausländische Grosskonzerne wie die United Fruit mussten ihr zum Teil spottbillig erstandenes Land an Kuba zurückgeben. Dieses wurde in mehreren Schritten an die kubanischen Bauern verteilt. Trotz all den Vorteilen, die der Staat den Arbeitenden in der Kooperative garantiert, ziehen es heute aber immer noch um die 100 000 Kleinbauern vor, selbständig zu arbeiten.

«Revolution der Erziehung»

Ein weiterer Schritt der Revolution war, das Volk zu *alphabetisieren*. In einem Land, in dem über die Hälfte der Kinder keine Schule besuchten und jeder Siebte Analphabet war, wurden zuerst 10 000 Schulräume für die 10 000 arbeitslosen Lehrerinnen und Lehrer geschaffen. In der kurzen Zeitspanne von einem Jahr wurden fast 800 000 Kubanerinnen und Kubaner mittels einer riesigen Alphabetisierungskampagne im Lesen und Schreiben unterrichtet. Die 100 000 Freiwilligen, die an der Kampagne teilgenommen hatten, wurden mit Studienstipendien belohnt. Heute hat Kuba mit seinen 10,8 Millionen Einwohnerinnen und Einwohnern 282 000 ausgebildete Lehrkräfte und verfügt über total 47 Universitäten.

Unseren beiden Kindern wird offeriert, eine der vier *Kindertageskrippen* in Guines zu besuchen: eine unglaublich glückliche Kinderschar, umhegt und gepflegt von gutausgebildetem Personal. Hier hat es sage und schreibe 46 qualifizierte Angestellte für 181 Kinder im Alter von eineinhalb Monaten bis fünf Jahren, je nach Alter und Reife in kleine Gruppen aufgeteilt. Beim Eintritt erhalten die Kinder einen Check-up: Augen, Zähne usw. werden nacheinander untersucht vom Paediater, bis zum Alter von zwei Jahren jeden Monat, nachher alle zwei Monate. Jedes Kind hat sei-

nen Kamm und seine Zahnbürste mit einem Foto bezeichnet, bekommt Kleider, Schuhe, Nahrung, vor allem eine Erziehung zum Teilen, zu Solidarität und Respekt voreinander und vor der Natur.

In der *Voruniversitätsschule* nahe unserem Kampamento, die ich mit einer brasilianischen Lehrerin eines Abends unangemeldet besuche, führt mich eine Studentin zum Direktor. Er gibt uns, seinen 8jährigen Sohn auf den Knien, Antwort auf unsere Fragen. Dazu lässt er den 15jährigen Präsidenten der Schülerinnen und Schüler rufen, damit ihm dieser dabei helfen könne. Er behandelt ihn wie einen gleichgestellten Kollegen: «Das kannst du besser erklären als ich.» Beide wurden von den Schülerinnen und Schülern gewählt. Jede Gruppe von ca. elf Schülerinnen und Schülern hat einen Kandidaten oder eine Kandidatin aufzustellen. So werden auch die Verantwortlichen für Kultur, Sport und Freizeit gewählt, die verschiedenen Produktionschefs für die Feldarbeit usw. Wie später häufig auch am Arbeitsort, liest allmorgendlich ein Schüler oder eine Schülerin die nationalen und internationalen Meldungen für alle laut vor.

Nach einem *martianischen Prinzip* arbeiten die 328 Schülerinnen und Schüler im Alter von 15 bis 18 Jahren halbtags auf dem Feld, die andere Hälfte des Tages studieren sie. Daneben treiben sie viel Sport. Jedes zweite Wochenende gehen sie für drei Tage nach Hause. Untereinander behandeln sich die Schüler und Schülerinnen mit Respekt. Gewalt existiert nicht. Sozialfälle wie bei uns gibt es nicht in Kuba. Man versteht unsere diesbezüglichen Fragen nicht einmal. Einmal pro Woche schläft jeder Lehrer in der Schule, drei Halbtage geht er mit aufs Feld.

Am Ende der Schulzeit haben die Schülerinnen und Schüler *fünf Studienoptionen*. Man zeigt uns eine Liste: In der Provinz Havanna gibt es 1500 Plätze für Medizin, 1900 für die Ausbildung von Lehrkräften, 95 für Geschichte und Literatur, 20 für Ökonomie, Buchhaltung usw. und 300 bis 400 für andere Sektoren. Um die gewünschte Richtung studieren zu können,

muss eine gewisse Durchschnittszahl bei der Aufnahmeprüfung erreicht werden, die je nach Berufsrichtung variiert. Erreicht man diese Punktezahl nicht, fällt man in die 2., 3., 4. oder 5. Wahl – je nach Begabung.

«Revolution der Gesundheitspolitik»

Von den 6000 Ärzten im Jahr 1959 wanderten 3000 nach den USA aus. Die 3000, die in Kuba blieben, beteiligten sich am *ambitiösen Gesundheitsprogramm* der Revolution. Heute zählt Kuba über 40 000 öffentliche Ärztinnen und Ärzte, davon 18 000 Familien-Ärzte und -Ärztinnen. «Hier fragt man nicht, wer du bist, sondern was dir fehlt», erklärt der Oberarzt einer Poliklinik in Guines. Unsere Brigade hat das mehrmals erfahren. Dreimal wird unser kleiner Pablo ins Spital geführt, zweimal wegen einer Augenentzündung. Mein Mann verliert während dieser Zeit eine Zahnplombe. Im Wartesaal des öffentlichen Zahnarztes sitzen schon 20 Personen. Doch bereits nach einer Viertelstunde wird sein Name aufgerufen: Kein Wunder, es arbeiten hier auch an die 20 Zahnärzte. Da braucht nicht jeder seinen eigenen Röntgenapparat! Wo es dann jedoch hapert, ist in der Apotheke mit dem Rezept in der Hand: Gewisse Medikamente sind in Kuba nicht mehr erhältlich oder nur dank der internationalen Solidarität gewisser medizinischer Kreise, welche die mörderische Blockade geschickt umgehen.

Ein Ingenieur unserer Gruppe bekommt während der Tomatenernte plötzlich Flecken am ganzen Leib. Sofort wird er ins Bezirksspital eingeliefert. Der Arzt tippt auf Hepatitis B mit latenter Zirrhose, obwohl der Ingenieur weder trinkt noch raucht. Eine in die Leber eingeführte Kamera bestätigt die Diagnose. «Diese Untersuchung hätte mich in Brasilien 2000 Dollar gekostet», erzählt der Patient nach seinem zweitägigen Spitalaufenthalt.

Mehrere ältere Mitglieder unserer Brigade lassen sich das berühmte *PPG (Ateromixol)* verschreiben, das nur das «schlechte» Cholesterin senkt, hingegen die Moral und die Sexualität steigern soll. «Davon

haben wir genug, ihr könnt mitnehmen, soviel ihr wollt, sagt der Arzt», der uns durch sein Spital geführt hat. Viele Europäerinnen und Europäer kommen seit Jahren eigens deswegen nach Kuba geflogen und decken sich billig mit PPG ein, ein Produkt, das von unseren Multinationalen blockiert wird. «Ateromixol ist nur ein Tropfen in einem Ozean von revolutionären medizinischen Entdeckungen Kubas», erläutert mir ein brasilianischer Arzt, der regelmässig nach Kuba kommt, und dann zählt er mir noch eine Menge weiterer medizinischer Errungenschaften auf.

Eines der Hauptziele des Landes ist es, die *Präventivmedizin* zu fördern, die nicht nur viel billiger ist, sondern auch erstaunliche Resultate aufweist. Die 18 000 Familien-Ärztinnen und -Ärzte haben ihr Konsultorium im untersten Stock ihres Wohnhauses. Jeder und jede von ihnen ist für den Gesundheitszustand von etwa 150 Familien, d.h. für um die 600 Personen, verantwortlich. Morgens kommen ungefähr sieben Gesunde zur regelmässigen Kontrolle, nachmittags besucht der Arzt oder die Ärztin drei bis vier Kranke. Die Revolution hat die *Lebenserwartung* um 19 Jahre auf 75 Jahre gesteigert. (Das benachbarte Haiti hat eine Lebenserwartung von 56 Jahren, die Schweiz eine solche von 78 Jahren.) Kuba rangiert heute mit einer Kindersterblichkeit von 1,02 Prozent im ersten Lebensjahr (Haiti 8,2 und die Schweiz 0,7 Prozent) unter den ersten 25 Ländern der Welt, wodurch während der letzten 34 Jahre über 400 000 Kinder vor einem unnötigen Tod bewahrt wurden. «Schon ein einziges Kind würde unsere Arbeit belohnen», sagt mir schlicht der Pädiater, der Pablos Bauch abhorcht.

«Socialismo o muerte»

Die ökonomischen Schwierigkeiten können die moralischen Errungenschaften nicht ins Wanken bringen. «Wir haben wenig, aber das wenige, das wir haben, teilen wir gerecht», hören wir oft. Und wie recht sie haben... Mehrere Male versuchen wir sie zu trösten und erzählen ihnen von den

sozialen Ungleichheiten Brasiliens, wo 4 Prozent der Bevölkerung über 60 Prozent aller Güter und Dienstleistungen konsumieren und 58 Prozent mit 2,8 Prozent auskommen müssen, d.h. im Durchschnitt 300mal weniger konsumieren. Man zählt sie nicht zu den Konsumenten, nicht mal mehr zu den Armen, sie vegetieren unter der Schwelle des menschenwürdigen Daseins, wo Kinder auf der Strasse vom Diebstahl leben müssen. Doch jedesmal sind unsere Zuhörerinnen und Zuhörer nicht etwa getröstet, sondern um einiges unglücklicher als zuvor. Eher sterben, als es diesem unmenschlichen System gleichtun. Dies ist etwa auch der Sinn ihres «socialismo o muerte».

Die zwei *TV-Programme* Kubas können sich nicht der 244 Morde und 397 weiteren Gewalttaten pro Woche rühmen wie die «Rede Globo» in Brasilien, noch hämmern sie mit konsumanregenden Reklamen auf den wehrlosen Zuschauer ein. Zur Schul- und Arbeitszeit sowie spätabends wird nichts mehr ausgestrahlt. Dafür gibt es mehrere kubanische Radioprogramme, vor allem musikalische. Hingegen überfluten 23 nordamerikanische Sender die Insel täglich mit US-Propaganda. Vor dem 24. Februar 1993 versuchten sie erfolglos, die Kubanerinnen und Kubaner vom «voto unido», der vereinten Stimmabgabe für alle Kandidierenden, abzuhalten. Einer dieser Sender nennt sich sogar nach dem 1895 verstorbenen Nationalhelden «Radio José Martí».

Und wie es mit den *Konterrevolutionären* stehe, fragen wir. «Wir müssen immer auf der Hut sein gegen nordamerikanische Sabotageakte. Wenn's nur ein «Gusano» ist, der für ein paar billige Versprechen schlecht über Fidel redet, dann lassen wir ihn in Ruhe, doch wenn sie Waffen einschleusen und unsere Kinder bedrohen, müssen wir handeln, wir sind schliesslich keine «suicidarios». Gerade vor ein paar Stunden haben wir wieder ein US-Boot mit Waffen erwischt», erzählt uns ein 50-jähriger, der aktiv bei der Partei mitmacht. «Die Amerikaner hatten über 300 konterrevolutionäre Organisationen gegründet und fi-

nanziert. Doch in kürzester Zeit haben wir alle mit unseren Leuten infiltriert und entlarvt», erklärt uns ein Junge der UJC, bei der man zwischen 14 und 30 Jahren mitmachen kann. Ab 30 folgt die Mitgliedschaft in der Partei, falls man vorgeschlagen wird. Nur etwa 10 Prozent der Bevölkerung sind in der Partei, es braucht dazu sehr viel Verdienste und Disponibilität.

«Wir brauchen *nur eine Partei*, da diese die Hauptinteressen des ganzen Volkes vertritt», erläutert mir ein Medizinstudent. Wie lächerlich ist doch Brasilien mit seinen 40 Parteien, die alle gegeneinander kämpfen, wo es doch wichtiger wäre zusammenzuhalten. Oder die Schweiz mit ihrer Autopartei... Während dieser fünf Wochen habe ich mit über 300 Kubanerinnen und Kubanern diskutiert. Sie alle haben mir offen und ohne Angst auf alle Fragen geantwortet. Auch die kritischsten unter ihnen reagierten heftig, wenn ich zur Probe ihr System oder Fidel Castro in Frage stellte.

Langsam geht unser Lageraufenthalt seinem Ende zu. Unsere Manon will dem Lagerleiter ihre Gummistiefel für sein vierjähriges Mädchen schenken und reibt sie blitzblank sauber. Es gibt Tränen, und der 35-jährige erklärt uns, was das für ihn bedeute und dass diese Stiefel unter Glas in sein Wohnzimmer kämen...

Schwarzmarkt und «Gusanos»

Zurück in der *Stadt*: Wir spüren, dass die Revolution vor allem auf dem Land stattfindet. Das Leben in der Stadt ist schwieriger, der Menueplan reduziert sich immer mehr auf Reis, schwarze Bohnen und Bananen. In den Geschäften gibt es fast nichts mehr zu kaufen. So hat sich eben der Schwarzmarkt wieder eingestellt, nicht eine organisierte Mafia, sondern ein unorganisiertes Geschäft. Der Tourist wechselt offiziell einen US-Dollar gegen einen Peso. Auf dem Schwarzmarkt offeriert man ihm nun für denselben US-Dollar 40 Pesos! Damit kann er sich 400 öffentliche Busfahrten, 800 Erfrischungsgetränke oder 160 Bananensorbets (in der Warteschlange) er-stehen.

Was macht der Kubaner nun mit dem US-Dollar? Er stellt sich vor eine «Touristienda» und bittet einen mit Pass ausgerüsteten Ausländer, ihm damit zwei Körperseifen zu kaufen. Davon kann er dann eine auf dem Schwarzmarkt für 40 Pesos weiterverkaufen, die zweite bringt er heim. Es handelt sich also um einen *unorganisierten* Schwarzmarkt, der in der Stadt fast von allen betrieben wird, um der Blockade standhalten zu können, und der von einer verständigen Regierung auch toleriert wird.

Die Jungen möchten zwar gerne konsumieren und reisen, aber sie wissen, dass das wegen der *Blockade* und nicht wegen des Systems nicht mehr möglich ist. Wer von einem Ausländer eingeladen wird, kann jederzeit ausreisen. Die USA haben, von wenigen Ausnahmen abgesehen, regelmässig die legalen Einreisen verboten, die illegalen jedoch zu Propagandazwecken gefördert. Wir trösten: Was nützt es, wenn jeder das Recht hat auszureisen, doch nur 10 Prozent die Mittel dazu haben; wenn, wie in Brasilien, die Supermärkte voller Produkte sind, die der Normalbürger, ohne Schlange zu stehen, wohl bestaunen aber nicht kaufen kann? Wenn man an einladenden Strassencafés vorbeischlendern darf, sich jedoch nur jeder Sechste ein Bier leisten kann? «Der Arme kennt nur den Geruch des Bieres», sagt man in Rio.

Ein schwarzer Biologiestudent im Abschlussjahr fragt mich, ob ich jemanden kenne, der ihm ein Flugticket nach Brasilien in Dollars vorstrecken könne. Er möchte gerne für ein Jahr in Brasilien arbeiten, er liebe die brasilianische Musik. Ich erkläre ihm, er könne dort sicher nicht als Biologe arbeiten, sondern höchstens Teller waschen, dazu riskiere er, wegen seiner Hautfarbe diskriminiert zu werden. Beides ist für ihn unbegreiflich. Er ist ganz empört und will sich das Ganze noch einmal überlegen.

In der Altstadt treffen wir endlich einen «*Gusano*», einen dieser ungefährlichen Konterrevolutionäre. Er nimmt uns am Ärmel zur Seite und flüstert mit dramatischem Gesichtsausdruck: «Wer hier eine

Goldkette trägt, kommt ins Gefängnis. Fidel Castro ist ein Diktator, der uns alle aushungern will. Erzählt das in eurem Land, hier werden die Menschenrechte nicht respektiert.» Wir erwidern ihm: «Bei uns würdest du ins Gefängnis oder ins Irrenhaus gesteckt!» Er entfernt sich so rasch, wie er aufgetaucht ist. Hier nimmt sie niemand ernst – ausser vielleicht ein sensationshungriger Journalist aus Europa! Trotzdem fragen wir zwei Polizisten, was mit solchen Leuten geschehe. Auch sie lachen: Ins Gefängnis kommen hier nur die handelnden Konterrevolutionäre, z.B. Diebe, Verbrecher, Mörder oder Söldner, die dabei erwischt werden, wie sie Bomben in unsere Schulen oder Kinos schleppen, um einen Aufstand vorzutäuschen.

Zwei vorbeischlendernde schwarze Jungen setzen sich lässig auf die Kühlerhaube des Polizeiautos und diskutieren miteinander. Wir sind etwas erstaunt, und mein Mann sagt, dass sich das bei uns niemand trauen würde. Belustigt über unsere Verwunderung meinen die Polizisten: «Der Wagen ist zwar alt, aber das hält er schon noch aus, du darfst dich ruhig auch setzen, Compañero.»

Fidels Wahlkampagne

Die Mehrheit unserer brasilianischen Brigade reist heute ab. Wir bleiben noch zwei Tage im Privathaus einer *kubanischen Familie* und danach fünf Tage im Hotel «Ambos Mundos» in der Fussgängerzone der Altstadt. Die Kubanerfamilie hat uns spontan eingeladen. Sie wollen keine Dollars, sind aber dankbar, dass wir ihnen diskret ihren Vorratsschrank mit Grundnahrungsmitteln wie Mehl, Öl usw. auffüllen, welche wir problemlos im Touristensupermarkt kaufen konnten.

Am Abend hat das 10jährige Mädchen der Familie eine Tanzvorführung. Mit den Worten: «Es ist ein kleines Quartierfest für die kommenden Wahlen, vielleicht spricht Compañero Fidel», lockt sie uns. «Beim Comandante weiss man nie, wann und wo er auftritt; plötzlich steht er in deiner Fabrik oder taucht in irgendeinem Kampamento

auf.» Wir gehen die fast zwei Kilometer zu Fuss, da es keinen Bus gibt. Da steht lebhaftig *Fidel Castro* vor einer kleinen Menge von ca. 150 Menschen, die spontan, zum Teil noch im Unterleibchen, aus ihren Häusern gekommen sind. Unsere Gastgeberin ist etwas erstaunt, dass wir ihn noch nie so nahe gesehen haben, und fragt einen der fünf Aufpasser, ob wir Fidel nach Beendigung seines Diskurses sprechen könnten, da wir ihn noch nie persönlich getroffen hätten. Nachdem er uns gemustert hat, meint er, das sei kein Problem, er werde das für uns arrangieren.

Da unseren Kindern die Augen zufallen, müssen wir jedoch schleunigst den Heimweg antreten. Am nächsten Abend sehen wir den Anfang und das Ende des verpassten Auftritts am Fernsehen: Fidel Castro spricht spritzig und mit viel Humor. In einem Jesuitenkollegium erzogen, danach als Jurist ausgebildet, soll er einer der bestinformierten Staatsmänner sein. Er lese jeden Morgen die internationalen Meldungen über die Neuentdeckungen in Medizin, Biotechnologie, Ökologie usw. und kenne einen grossen Teil der Weltliteratur. Obwohl Fidel bittet, ihn für die Wahlen in fünf Jahren nicht mehr als Delegierten vorzuschlagen, sei er bereit, seine Pflichten weiterhin zu erfüllen, solange er die Kraft und Energie dazu habe, falls das Volk das von ihm verlange.

Fidel ruft das Volk zum «voto unido» auf, also zur Stimmabgabe für alle Kandidierenden. Er erläutert die Wichtigkeit, dass die Stimmberechtigten ihrer Überzeugung für die kubanische Staatsform Ausdruck geben sollten. Damit stellt er sich einer ausserordentlichen Herausforderung, denn die Wahlen bekommen so den eindeutigen Charakter eines *Plebiszits*. Die Kubanerinnen und Kubaner haben nicht nur eine Stimme, sondern soviele, wie es Kandidierende im jeweiligen Wahlkreis gibt. Sie können entweder für einen, mehrere, alle oder keinen Kandidaten stimmen oder überhaupt nicht wählen gehen.

Es ist nicht die Partei, welche die Kandidierenden bestimmt, nein, hier ist es *das Volk*, das in kleinen Kreisen, im Frauen-,

Studenten-, Gewerkschafts-, Quartierverein, seine Kandidatinnen und Kandidaten vorschlägt, in mehreren Vorgängen auswählt und schlussendlich auf die Listen setzt. Jeder Mann und jede Frau aus dem Volk können also ins Parlament. Sie brauchen dazu weder in der Partei zu sein, noch einen Rappen Geld für eine Kampagne zu besitzen. Sie werden schlicht mit einem Foto und einem kurzen Lebenslauf ausgehängt. Es gibt keine primitiven Wahlkampagnen wie in Brasilien, wo das Volk wochenlang einem gehässigen Wahlkampf ausgesetzt ist und Stimmen mit Geschenken erkaufte werden. Hier machen alle zusammen die Kampagne nach dem Motto: «Valen todos» (alle sind es wert).

«Voto unido»

Wir haben das Privileg, am Wahltag noch im Land zu sein. Schon morgens schlendern wir durch die zu *Wahlbüros* umfunktionierten Lokale der Havanner Altstadt. Kein einziger Beamter, keine Militärs sind zu sehen. Frauen und Männer aus dem Volk, je drei ca. 10jährige Schulkinder in ihrer rotweissen Schuluniform treffen wir bei den Urnen. Die Wählenden zeigen ihren Ausweis, bekommen die beiden Listen (regional und national) und verschwinden damit in einer kleinen Kabine.

Um 18 Uhr machen wir einen zweiten Rundgang und sehen beim Auszählen zu. Hier zeige sich wohl, wer im Geheimen nicht mit dem System einverstanden sei, vor allem in einer touristischen Stadt wie Havanna, denken wir. Wir zählen mit und können alle Wahlbulletins mit eigenen Augen sehen. Das *Resultat* ist verblüffend, sowohl für die Gegner, als auch für die Befürworter des Systems: Landesweit sind nur 1,26 Prozent der Stimmberechtigten nicht an die Urnen gekommen. Von den abgegebenen 98,74 Prozent der Stimmen waren 92,97 Prozent gültig. Davon haben 95,06 Prozent für alle Kandidatinnen und Kandidaten gestimmt, 4,94 Prozent nur für Einzelne. Fidel Castro und sein Bruder Raul, die auf der Liste eines Distrikts in Santiago de Cuba figurierten, wurden mit

über 99 Prozent der gültigen Stimmen haushoch gewählt. Man kann analysieren, wie man will, das Resultat ist ein *eindeutiger Sieg* für die Regierung.

Kuba ist das, was sein Volk will. Natürlich muss ein solches Wahlergebnis von den *US-Medien*, welche 82 Prozent aller Weltinformationen steuern oder verbreiten, verfälscht oder zumindest vertuscht werden. Es darf niemanden wundern, wenn in Europa keine oder falsche Informationen zu diesem verblüffenden Wahlsieg vom 24. Februar 1993 durchgegeben worden sind, vor allem von einer Nation, die ihren Präsidenten mit weniger als mit 30 Prozent der Wahlberechtigten gewählt hat. Auch von einem möglichen Bürgerkrieg kann natürlich nicht mehr mit gesundem Menschenverstand gesprochen werden, selbst wenn dieser von den USA inszeniert und finanziert würde.

Das Ziel der *amerikanischen Multis* war es immer, ihre Privilegien zurückzugewinnen. Sie geben Millionen von Dollars aus, um in Kuba eine innere Unstabilität zu schaffen, die international eine militärische Intervention rechtfertigen würde. Eines ist jedoch sicher: Kuba hat eine Milizarmee; aber auch Frauen und Kinder würden ihr Land und ihre Unabhängigkeit verteidigen. Eine militärische Intervention der USA käme einem zweiten Vietnam gleich.

«Zurück in der Realität»

Wir haben in Kuba mehr als nur das bestätigt gefunden, was wir uns erhofft hatten. Ich habe nicht mehr daran gedacht, dass es auf diesem Planeten noch ein solches Volk geben kann. Von den über 30 Ländern, die ich besucht habe, ist es das erste Mal, dass ich mich so betroffen und verpflichtet fühle, darüber etwas auch sehr Persönliches zu berichten.

Auf dem Heimflug diskutiere ich mit einem kubanischen Vertreter, der nach São Paulo reist, um Zement zu verkaufen. «Den braucht ihr doch selber», wende ich ein. «Sicher, aber Treibstoff ist noch nötiger», erwidert er mir. Ich bedaure die kärglichen und falschen Informationen, die wir über

Kuba erhalten: «Ihr schickt jedes Jahr Tausende von Ärzten in über 30 Länder. Warum verlangt ihr keine Gegenleistung, z.B. in Form von Treibstoff? Niemand weiss, dass ihr das in 90 Prozent aller Fälle aus reiner Solidarität macht.» – «Das spielt keine Rolle, Hauptsache, wir wissen es, das reicht uns», erklärt mir der Geschäftsmann ruhig; ich kann nichts mehr einwenden.

Im hochmodernen Flughafen von *Caracas* bekommt mein Mann akute Ohrenschmerzen. In der Notfallstation hat man nichts. Er solle Geld wechseln gehen, um ein Taxi bezahlen zu können, um das nötige Medikament zu kaufen...

In *Rio*, beim Durchqueren der Stadt, überfällt uns wieder der gewohnte Stress, die ständig präsente Gewalt: Vom Bus aus, der uns von der Grossstadt heimwärts fährt, beobachten wir ein Polizeiauto, daneben ein mit einem Kopfschuss getötetes schwarzes Strassenkind am Strassenrand liegend. Die beiden Frauen hinter uns im Bus plaudern ungerührt weiter. Es werden ja alleine in ihrer Stadt jedes Jahr 500 Kinder niedergeschossen. Uns ist zum Erbrechen. Welcome in Rio.

Wir sind zurück in der Realität.